

Marie Pachler

Von Hans Lohberger

Wenn wir noch heute von unserem Graz als von einer nicht nur musikbegeisterten, sondern musikverständigen Stadt sprechen; wenn wir nicht nur abfällig „Pensionopolis“ sagen, sondern Graz — im tiefsten Sinne dieses oberflächlichen Wortes — immer wieder als Gartenstadt, als Musenheimat, als pflanzenhaft still und poesievoll feiern und lieben, so darf man wohl auch jenes Hauses gedenken, in dem die edelsten und reinsten Züge der Stadt aus der Vergangenheit gerettet und für die Zukunft lebendig gehalten und verklärt worden sind. Ich meine das „Pachlersche Haus“, das, in provinziellen Maßen, an den „Salon“ der Wienerin Karoline Pichler gemahnt, nur daß das Pachlersche Haus musischer, musikalischer orientiert war. Schade, daß Marie Pachler, die Seele des Hauses, keine „Denkwürdigkeiten“ hinterlassen hat. Sie wären ein gutes Stück Grazer Kulturgeschichte gewesen.

Marie Pachler (geb. 2. Februar 1794) entstammte dem Hause Koschak. Schon Dr. Aldobrand Koschak, Mariens Vater, „Hof- und Gerichtsadvokat“ zu Graz (geb. 1759 zu Cilli), war, wie Arnold Luschin-Ebengreuth in seinem Aufsatz „Einiges über den Rosenberg“ schreibt (siehe Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark 1925), „ein lebenslustiger, gastfreier, wohlhabender Mann mit einer für die Zeit und die Verhältnisse einer kleinen Provinzstadt ungewöhnlichen Bildung, mit einer schönen Bibliothek und außerordentlich regem Sinn für die schönen Künste... Er empfing seine Gäste mit der Fröhlichkeit des Untersteirers, zumal dann, wenn sie in der Liebe zur Musik mit ihm übereinstimmten. Wie sehr ihm deren Pflege am Herzen lag, kann man aus seinem Testament vom 10. Dezember 1808 entnehmen. An zwei Stellen gedenkt er hier der musikalischen Begabung seiner jüngeren Tochter: ‚Meine Tochter Maria‘, heißt es das eine Mal, ‚soll sich der Musik besonders widmen, weil sie dazu Talent besitzt und vielleicht einstens dadurch glücklich werden kann‘, und seinen musikliebenden Freund Josef Vogl bat er, für seine Tochter Maria zu sorgen, ‚vorzüglich in Ausbildung der Musik‘.“

Wie der 1959 verstorbene Grazer Historiker und Denker Dr. Anton Berger in seinem längst vergriffenen Buche über Prokesch-Osten berichtet, zählte Dr. Koschak zum Freundeskreis des hochbegabten Grazer Historikers Schneller. Marie Koschak war damals „ein Mädchen von der seltensten Art: wunderbare Schönheit vereinigte sich in ihr mit lebhaftester Geistigkeit zur herrlichsten Einheit. Sie war Schnellers Lieblings-schülerin. Ihre seltene Begabung veranlaßte Schneller, sich voll und ganz der Entfaltung der vorhandenen wunderbaren Anlagen zu widmen.“

Bei Professor Schneller lernten Marie Koschak und Anton Prokesch (geb. 10. Dezember 1795) „wohl in den Jahren 1807 bis 1809“ einander kennen. „Marie war ein Kind, er selbst erst im Knabenalter. Nun aber, 1812, da aus dem Kinde die Jungfrau, aus dem Knaben der Jüngling werden wollte, gewahrte Prokesch in Marie das erste keusche Aufblühen. Dieses Erleben füllte seine ganze Seele aus . . . Beide Menschenkinder schien Gott füreinander geschaffen zu haben: rein menschliche Schönheit, geistige Verwandtschaft, gemeinsamer Drang nach allem Schönen, Erhabenen und Herrlichen: dieses alles sahen sie in sich wechselweise objektiviert. Die Göttin der Liebe wirkte eines ihrer schönsten Wunder, schuf eines ihrer herrlichsten Lieder. Im Jahre 1813, als Prokesch ins Feld gezogen war, hatte er Marie in dem Gedichte ‚Allgegenwart‘ gefeiert:

„Bist du auch ferne von mir, so spricht aus dem Säuseln der Bäume,
Spricht aus dem Lispeln des Quells mir dein bezaubernder Mund,
Blumen zeichnen dein Bild, und Wolken, und Strahlen des Abends;
Erde und Himmel sind voll — Erde und Himmel, nur du!
Immer stehst du mir nah, ob Täler und Berge uns trennen;
Es erschafft dich mein Herz blühend an jeglichem Ort.“

Doch das Schicksal wollte es anders. Mariens Eltern schienen ohne Zutrauen in die Zukunft des noch jungen Prokesch gewesen zu sein. Am 12. Mai 1816 vermählte sich Marie Koschak mit dem Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Karl Pachler. Dieser entstammte, nach Luschin-Ebengreuth, „einem angesehenen Grazer Bürgergeschlecht, das aus Tirol nach Steiermark gekommen war“. Seine Vorfahren waren wohlhabende Braumeister und Gastwirte. Karl wuchs im „Großen Freihaus“ Nr. 258 in der Herrengasse auf, das den sonderbaren Hausnamen „Zum Rabenschinder“ führte (heute in den „Herrenhof“ verbaut) . . . Karl Pachler hielt schon als Schüler der dritten Normalklasse bei den Schulfeiern Dankreden aus dem Stegreif, die so sehr gefielen, daß man sie in das „Allgemeine Zeitungsblatt“ für Innerösterreich vom 23. März und 10. September 1798 einrücken ließ. Im Jahre 1813 eröffnete er in Graz als Hof- und Gerichtsadvokat eine Kanzlei, die bald einen sehr guten Ruf hatte. Eine imposante Gestalt, große natürliche Rednergabe, Geistesgegenwart und schlagfertiger Witz wurden ihm nachgerühmt.

„Prokesch hat“, wie Anton Berger schreibt, „diesen Schmerz eigentlich nie verwunden. Noch als Greis sprach er oft voll Rührung von seiner armen Marie. Doch als echter Dichter wußte er auch diesem bleichenden Erleben poetische Form zu verleihen: er schuf das leiddurchsungene Gedicht ‚Gute Nacht‘“, dessen erste Strophe ich hierhersetze.

„Gute Nacht!
Allen Müden sei's gebracht!
Hoch am dunklen Himmelbogen
Kommt der Sterne Heer gezogen,
Balsam unnennbarer Lust
Senkt sich in die wunde Brust —“

„Marie Pachler war“, wie Luschin berichtet, „nicht bloß musikalisch hochbegabt. Beethoven rühmt in seinem Briefe an sie: ‚Ich habe noch niemanden gefunden, der meine Kompositionen so gut vorträgt als Sie, die großen Pianisten nicht ausgenommen. Sie sind die wahre Pflegerin meiner Geisteskinder.‘ Sie war auch überhaupt ein geistig hochstehendes Wesen. Zahlreiche Blätter mit ihrer perlenfeinen Schrift zeigen, wie gründlich sie schon als Mädchen sich mit ernstesten Lebensfragen beschäftigte und wie gewissenhaft sie später als Frau und Mutter ihre Pflichten nahm. Das einzige Kind dieser glücklichen Ehe war der 1819 geborene Faust. Bezeichnend für den Geist seiner Umgebung war schon die Wahl des Taufnamens. Von seiner Mutter mit aller Sorgfalt erzogen, entwickelte Faust sich in einem gastlichen und kunstgesinnten Hause, das die besten Kreise der Stadt mit durchreisenden Künstlern und Gelehrten in Berührung brachte. Ein Andenken an diese schöne Vergangenheit ist der Kindermarsch zu vier Händen, den Franz Schubert am 12. Oktober 1827 in Erinnerung an die schönen Grazer Tage, die er im Hause Pachler verlebt hatte, für den 7½-jährigen Faust schrieb.“ . . . „Faust Pachler hat bis zum Eintritt ins Gymnasium nur Hausunterricht durch seine feingebildete, kluge Mutter genossen und pflegte im späteren Leben oft zu sagen, daß sie sein vorzüglichster Lehrer gewesen sei.“

Marie Pachler starb 1855 und ist auf dem Grazer St.-Leonhard-Friedhof begraben. Mehr als alle Worte über sie künden ihre Werke und sagen ihre eigenen Worte: ein bleibendes Denkmal, das ich zum Abschluß hierhersetzen möchte. Diese Worte stehen in einem Briefe, den Marie an den inzwischen bereits weitgeehrten und hervorragenden Diplomaten und Gelehrten Anton von Prokesch-Osten nach dem Orient gerichtet hat. Blütenrein wie die Schrift (des bisher unveröffentlichten, von mir im Nachlaß Faust Pachlers aufgefundenen Briefes) muß das Gemüt dieser Frau gewesen sein, die durch ihre Liebe zu allem Schönen und Schöpferischen — und nicht zuletzt durch die Größe der innersten Gesinnung im eigenen Verzicht, sich selbst geadelt hat.

Der Brief, den ich in seinem entscheidenden Teile bringe, trägt das Datum vom „3. April 1825“.

„... Von der Freude, die mir Ihr Brief gewährte und noch gewährt — sooft ich ihn wiederlese — können Sie sich kaum eine Vorstellung machen. Ich finde eine Art Genugtuung darin, daß das Schicksal Ihnen gibt, was es mir verweigerte. Reisen, die Welt sehen, war von jeher der heißeste Wunsch meiner Seele; ich kann mir nichts denken, was so wohlthätig auf den Menschen wirkte, was ihn das Mangelhafte seines Daseins weniger empfinden ließe und die Summe seiner möglichen Genüsse so sehr zu vermehren im Stande wäre. Es gehört, nach meiner Ansicht, ein äußerst glückliches Temperament oder ein ebenso glückliches Zusammenreffen von Umständen dazu, um an demselben Orte, in denselben Umgebungen sich immer befriedigt zu fühlen. Die Gewohnheit, behauptet man, übe eine große Gewalt; ja wohl, aber keine wohlthätige; sie nützt die Reitze ab, ohne sie zu ersetzen. Oft sogar ist sie mir als ein Schandfleck der Menschheit erschienen; denn welche Gräuel weiß sie uns nicht erträglich, und welche Güter des Lebens nicht gleichgültig zu machen? — und dann — müssen wir nicht für jede ihrer kleinsten Dienste uns das Joch der Einförmigkeit auflegen lassen? In äußeren Dingen ist es ohnehin kaum der Mühe werth, daß man sich an etwas gewöhne; und was das Innere angeht — wie schlimm muß es da stehen, wenn Gewohnheit ein Surrogat für tief empfundene Überzeugung seyn soll? — Was mich betrifft — ich verlangte nie nach dieser aufgedrungenen, ich möchte sagen, zusammengeflückten Zufriedenheit. Das Glück, das mir als Ideal vorschwebt, müßte frei und aus einem Guße der Natur entquellen; — fassen wollt' ich es dann und auf meinen Armen tragen durch die ganze Welt; — im Reflekt möcht' ich's sehen mit allem Großen und Schönen dieser Erde — ein ewiger Wechsel sollte seine Blüten darauf streuen — die Kostbarkeiten aller Länder sollten es als Rahmen umschließen — ja, die ganze Welt, die ich durchzöge, müßte ihm zur Folie dienen.“

Die Welt als ein großer Tempel

Ein Brief an den Herrn v. ...

Die Welt ist ein großer Tempel, in dem wir alle als Priester stehen. Die Natur ist unser Gott, die Wissenschaft unser Opfer, die Kunst unser Altar. Wir müssen uns bemühen, die Harmonie der Welt zu verstehen und in uns zu spiegeln. Nur so können wir die Götter der Natur verehren und die Ehre der Menschheit wahren.

... (faint text at the top of page 85)

... (faint text in the middle of page 85)

... (faint text in the middle of page 85)

... (faint text in the middle of page 85)

... (faint text in the middle of page 85)

... (faint text in the middle of page 85)

... (faint text at the bottom of page 85)